

Reinhard Kahl

„Nicht Fässer füllen, Flammen entzünden! – Plädoyer für eine kreativere Schule“

Guten Morgen meine Damen und Herren!

Guten Morgen, sehr geehrte Herren Wippermann, Lohmann und Grosse-Brockhoff!

Kurz zur eben in der Begrüßung angesprochenen Frage des frühen Aufstehens, zumal am Wochenende. Ich für meinen Teil finde es eigentlich gar nicht so schlimm, früh aufzustehen, wenn wir über eine neue Idee von Bildung nachdenken und dabei schon etwas von dieser Bildungsidee vorwegnehmen. Also Lernen nicht mehr als bittere Medizin. Abschied davon, zur Schule zu gehen wie zum Zahnarzt. Schulisches Lernen nicht mehr als eine Art Zwangsarbeit betrachten, zu deren Ausgleich man viel Freizeit braucht, zumal am Wochenende.

Nein, Lernen vielmehr als eine „Vorfreude auf sich selbst“ erleben, so wie es der Philosoph Peter Sloterdijk bei seiner kleinen Tochter beobachtet hat. Es sei, als würde sie eine Grubenlampe auf ihrer Stirn tragen, die ihr den Weg leuchtet, erzählte der Vater über seine Mona. Grubenlampe – das wäre kein schlechtes Symbol für die Transformation von Bildung, insbesondere in dieser Region. Die Grubenlampe, einst Zeichen für harte, kaum selbst gesteuerte Arbeit unter Tage, nun als Zeichen für ein Lernen, das Vorfreude auf das eigene Leben macht.

Fässer füllen oder Flammen entzünden, das verweist auf das Thema hinter den Themen von Bildung und Lernen. Bereits Heraklit wird der Satz zugeschrieben, Lernen sei nicht Fässer füllen, sondern Fackeln entzünden. Im 16. Jahrhundert hat der große Renaissancemensch Francois Rabelais, er war Dichter, Arzt und Priester, das ähnlich formuliert: „Kinder wollen nicht wie Fässer gefüllt, sondern wie Leuchten entzündet werden.“

Eigentlich könnte ich mit diesem Satz meinen Vortrag schon wieder beenden. Ist damit nicht schon alles gesagt? Allerdings müssen wir fragen, warum diese 2500 Jahre alte Selbstverständlichkeit im Alltag überhaupt nicht selbstverständlich ist? Warum glaubt man eher das Gegenteil? Warum wird in den Schulen dieses Abfüllen von Fässern betrieben, obwohl doch alle wissen, dass es mit oder ohne Trichter so wenig wirksam ist?

Warum tendieren Schulen, zumal das um ein Jahr verkürzte Gymnasium – ich habe übrigens gar nichts gegen die Schulzeitverkürzung, wenn man die Zeit gut rhythmisieren und eben nicht voll stopfen würde – warum tendieren sie zu einem „bulimischen“ Lernen: also möglichst schnell möglichst viel rein und sich dann bald wieder entleeren. Es ist so skandalös wenig, was von diesen Versuchen, möglichst viel unterzubringen, tatsächlich bleibt.

Ich möchte Ihnen dazu von einem Selbstversuch berichten, dem man sich nicht entziehen kann. Eine kleine Einlage, die der Hirnforscher und Psychiater Manfred Spitzer bei seinen Vorträgen häufig macht. Spitzer hat Medizin, Philosophie und Psychologie studiert und zeigt sich vor seinem Publikum auch als großartiger Unterhaltungskünstler. Wenn er bereits eine Stunde gesprochen hat und es immer noch nicht langweilig geworden ist, unterbricht er sich und kündigt an, dass seine Assistenten nun an jeden im Saal ein DIN-A4-Blatt verteilen, auf dem die Zuhörer, überwiegend Lehrer, in einer Viertelstunde die wichtigsten Formeln und Erkenntnisse aus der Mathematik der Oberstufe notieren sollen.

Diese Aufforderung wird von Spitzer in so strengem Tonfall vorgetragen, dass keiner lacht. Die Professorenautorität funktioniert. Und dann geht seine ernste Mine langsam in ein Grinsen über, und damit löst er eine Woge befreienden Lachens aus. Jeder weiß doch, dass er für seine Erinnerungen an die Mathematik der Oberstufe kein DIN-A4-Blatt braucht. Eine Streichholzschachtel würde reichen. Niemand braucht eine Viertelstunde, außer er ist Mathelehrer oder Ingenieur. Alle wissen es. Wie wenig ist von all dem geblieben. Aber welche Konsequenz ziehen die Lehrer, die vor Spitzer im Saal sitzen, daraus?

Der Schulstoff löst sich auf, wenn er nicht in das Netz des Handelns und Denkens eingewoben wird. Warum wird ignoriert, was wir doch implizit, wie das schallende Lachen zeigt, wissen? Wie wäre es zum Beispiel, generell in Klassenarbeiten oder Klausuren keinen aktuellen Stoff mehr zu prüfen? Etwa nach der Regel, alles kann geprüft werden, nur nicht die Unterrichtsthemen der letzten Wochen. Schulen, die gut dastehen wollen, würden die Frist noch erhöhen. Stellen Sie sich vor, man würde nichts in den Schulen ändern, außer dieses eine Gebot einzuführen? Wie sehr müssten sich dann die Schulen ändern? Sie müssten vom Modus des Durchnehmens und Lehrplanerfüllens mit zeitnahen Prüfungen zum Modus der Erzeugung nachhaltiger Wirksamkeit übergehen. Sie müssten auf die Verknüpfungen des Wissens achten und nicht auf das Vorzeigen einzelner Wissenspartikel oder auf das Abhaken von Modulen.

Leider kann man nicht sagen, dass die Untersuchung der Frage, was alltäglich anders gemacht werden muss, damit mehr von dem in der Schule Gelernten bleibt, auf der bildungspolitischen Tagesordnung steht. Man diskutiert lieber über den zu vermittelnden Stoff und über Standards so, als könne man die Resultate bei den Schülern per Definition des Inputs vorab festlegen, etwa so wie man eine Maschine programmiert. Es herrschen immer noch die Imperative der Lehrplanwirtschaft. Es wird Zeit, nun auch diese Planwirtschaft langsam aufzugeben. Einer CDU-Regierung müsste doch eigentlich zum Thema Abschied von der Planwirtschaft etwas einfallen. Warum machen wir es nicht wie die skandinavischen Länder? In finnischen Schulen gab es lange den Spruch: Wenn man einen Geldschein im Lehrerkollegium gut verstecken will, dann am besten in einem Lehrplan. Das sagte man, als Lehrpläne noch stetig wuchsen und nicht gelesen wurden. In den 80er und 90er Jahren wurden sie in Finnland, Norwegen und

Schweden auf schmale Hefte reduziert, die tatsächlich gelesen werden und über die man spricht.

Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite wird heute das Lernen der Kinder und Jugendlichen neu entdeckt. Das ist unverkennbar, wohin man auch blickt, trotz der nach wie vor stabilen Lernbehinderungen in vielen Institutionen. Diese Aufmerksamkeit fürs Lernen hat einen gebieterischen Grund. Der Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Wissensgesellschaft, oder wie kürzlich der Bundespräsident sagte, zu einer „Ideengesellschaft.“ Das sind natürlich plakative Titel. Tatsache ist, dass Lernen zur wichtigsten Produktivkraft wird. Das Problem allerdings ist, dass man oft noch Lernen und Belehrung verwechselt. Statt also das Lernen herauszufordern, verstärkt man die Anstrengung beim Stopfen. Beim Stopfen wird die Verschiedenheit der Kinder und Jugendlichen ignoriert. Einheitsbrei ist rücksichtslos.

Lernen ist aber eine Fähigkeit von Individuen. Jeder lernt etwas anders. Lernen kann man letztlich immer nur selbst. Jeder Mensch ist ein „krummes Holz“, schrieb Immanuel Kant. Jeder ist auf eine etwas andere Art krumm. Oder wie Niklas Luhmann sagte, jedes Individuum hat einen Knick in der Optik. Andere sprechen vom Webfehler, der das Individuum erst zum Individuum macht. Alle Perfektionsversuche im Sinne von Begradigen des Krümmen sind destruktiv. Also nichts weghobeln und nichts mit Gewalt gerade biegen, sondern den von jedem Einzelnen mitgebrachten Eigensinn und Eigenwert weiter ausdifferenzieren. Aus den Krümmungen schöne Formen machen, das Eigene kultivieren. Hannah Arendt hat in „Vita activa“ geschrieben: „Jeder Mensch steht an einer Stelle in der Welt, an der noch kein anderer vor ihm stand“. Was heißt das eigentlich? Wie kommt ein interessantes Wechselspiel der eigenen, unverwechselbaren Stimme mit der Gemeinschaft auf? Je mehr ein Individuum wirklich eigen sein darf, umso mehr muss ihm Zugehörigkeit versprochen werden. Denn es ist ein Wagnis, man selbst zu werden. Dafür braucht man Grundsicherheit. Wenn die fehlt, bleiben Menschen immer mit der Nachsorge von Sicherheit beschäftigt und vermeiden Wagnisse.

Gute Schulen bilden Eigensinn. Nicht nur bei ihren Schülern, sondern auch an sich selbst. Für menschliche Individuen gilt das Gleiche wie für institutionelle Individuen. Sie schaffen sich aus ihrer ursprünglichen Verschiedenheit heraus ihre Biografie. Je mehr Schulen zu ihrer jeweiligen Verschiedenheit stehen, desto verwandter werden sie. Eine interessante Paradoxie. Dagegen fühlen sich die nach einem Modell „geklonten“ Institutionen mit niemandem verwandt. Sie sind auch nicht wirklich autonom, sie werden häufig autistisch. Es ist unglaublich zu beobachten, wie wenig sich benachbarte Schulen, zumal wenn sie zu verschiedenen Schulformen gehören, sich untereinander kennen.

Die Entdeckung des Lernens geht also einher mit der Entdeckung der Verschiedenheit. Lernen bedeutet an sich selbst anzuknüpfen, es ist ein biografischer Prozess. Lernen heißt nicht irgendwelche standardisierte Lösungen zu kopieren.

Albert Einstein wurde gefragt, wie er sich seine Leistungen erkläre. Seine Antwort war, dass „ich immer das ewige Kind geblieben bin“. Das Bewahren des Staunens, der Neugier, des Hungers auf die Welt, das sind Antriebe für die Lernenden und für die Forschenden. Kinder und Forscher sind verwandt. Die Einsteins haben ihr „inneres Kind“ bewahrt. Sie haben es im Laufe ihres Erwachsenwerdens nicht „abgetrieben.“ Ist es nicht fatal, wie wenig in Bildungsdebatten von den Kindern und Jugendlichen die Rede ist?

Herrscht nicht immer noch die Vorstellung, dass Kinder und Jugendliche, wenn aus ihnen gute Schüler werden, alle ungefähr das gleiche wissen und alle ähnlich denken sollten? Was ist das für ein Ansinnen? Wer kennt zwei Philosophen, die das Gleiche denken oder gar Identisches geschrieben haben?

Ich zeige Ihnen Episoden aus der DVD „Die Entdeckung der frühen Jahre“¹

*

Beim Hamburger Bildungsdiskurs in der Körber-Stiftung hatte ich kürzlich Bildungsministerin Annette Schavan zu Gast. In dem Gespräch meinte sie, dass eigentlich jede Schule mindestens so schön sein müsste, wie die schönste Sparkasse der Stadt. Was wäre das doch für eine Schul-Evaluation!

Also nicht als erstes darüber nachdenken, *was* in die Fässer eingefüllt werden soll, sondern *wie* werden, um im Bild zu bleiben, die Fässer konstruiert? *Wer* will *was* lernen und natürlich auch, *was* soll jeder können. In *welcher Umgebung* bewegt man sich? Was die kognitive Psychologie „Selbstwirksamkeit“ nennt, steigert letztlich auch die Effizienz des Lernens, aber auf Umwegen. Und es steigert am Ende die ökonomische Wirksamkeit. Vielleicht ist „Jedem Kind ein Instrument“ eine Investition, die sich auszahlt. Aber wenn man sie nur unter dem Aspekt aufzieht, dass sie sich in jedem Fall auszahlen muss, dann wird sie sich vermutlich weder rentieren noch Freude machen. Diese Paradoxien des Lernens sind etwas schwer auszuhalten. Viele trauen den Umwegen des Lernens nicht und wollen ihr Ziel auf dem direkten und kürzesten Weg erreichen. Dann greifen sie lieber zu Prothesen, dann wird belehrt, dann füllt man eben Fässer.

Die Filmepisoden, die ich eben gezeigt habe, entstanden in Zusammenarbeit mit dem Projekt „McKinsey. Bildet“. McKinsey hat in diesem Rahmen auch einen Bildungskongress

¹ Informationen zu den Filmen von Reinhard Kahl unter <http://www.archiv-der-zukunft.de>.

veranstaltet. Dafür wurde eine bildungsökonomische Meta-Studie erarbeitet. Eine Auswertung vieler Untersuchungen. Ein Ergebnis war, dass jeder Euro, der in die frühen Jahre investiert wird, sich volkswirtschaftlich mit 12 Prozent verzinst. Ein Studienplatz zahlt sich mit 8 Prozent aus. Das Institut der deutschen Wirtschaft, das sich diesen starken Effekt zunächst nicht vorstellen konnte, ist der Sache nachgegangen, hat ebenfalls Studien ausgewertet und kam sogar auf 13 Prozent.

Ich möchte noch einmal zum historischen Horizont unseres Themas kommen, zum Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Wissens- oder gar Ideengesellschaft. In einer Industriegesellschaft sollten entgegen anders lautenden schönen Reden die meisten Menschen mehr oder weniger wie Maschinenmodule funktionieren. Die Chance und zugleich ein Problem heute ist, dass alle repetitiven Arbeiten von großen oder kleinen Maschinen, in denen immer Computer stecken, übernommen werden.

Was bedeutet es, wenn die Instrumentalisierung von Menschen nicht mehr die Grammatik der Gesellschaft ausmacht? Was heißt es, wenn von mehr und mehr Menschen erwartet wird, dass sie selbst etwas wollen? Was bedeutet es – ich beziehe ich mich auf Richard Sennetts neues Buch über das Handwerk, das von den Stradivari-Erbauern bis zu den Linux-Erfindern reicht –, wenn Menschen eine Sache „um ihrer selbst willen“ tun und sie diese deshalb gut machen wollen? Wie wandelt sich dabei die Art unserer Tätigkeiten und der Interaktionen? Dazu und was das für die Bildung bedeutet, möchte ich Ihnen die Ultrakurzfassung meiner Dokumentation „Treibhäuser der Zukunft“ zeigen.

*

Wäre dieser Umbau von Schulen, Kindergärten und auch von Hochschulen nicht auch eine neue Chance für Politik? Vielleicht sollten wir das Wort Politik lieber mit „y“ schreiben, „Polytik“, Tätigkeiten der Vielen an vielen Orten mit vielen Möglichkeiten gemäß des kategorischen Imperativs von Heinz von Foerster: Handle stets so, dass du mit deinem Handeln die Menge der Möglichkeiten in der Welt erweiterst.

Teilhabe am Umbau von Schulen und anderen Bildungseinrichtungen zu starken kulturellen Orten, das wäre „Empowerment“, Verlagerung von Entscheidungen nach unten, Subsidiarität, Aufwertung des Alltags, Abkehr vom „Untermieterstatus“, in dem viele Menschen noch stecken, ein Status, den sich leider auch sehr viele Lehrer ohne Not selbst zuschreiben. Da kommen zum Beispiel Lehrer in die Klasse und sagen: „Ich hab auch keine Lust, aber das und das steht nun mal im Lehrplan.“ Was bewirken eigentlich solche Lehrer? Welche Haltung tragen sie in die Schule? Welches Bild, von Vorbild sollte man in diesem Fall ja nicht sprechen, repräsentieren sie? Andere Lehrer sagen, ja, man müsste eigentlich viel ändern und dann folgt: Aber als Lehrer steht man ja sowieso immer schon mit einem Bein im Gefängnis.

Da kann man nur sagen: Stimmt, die deutschen Gefängnisse sind voll von Lehrern, die sich was getraut haben.

Sollten wir die Kultivierung der Bildungseinrichtungen nicht zu einem großen Gemeinschaftsprojekt der Gesellschaft machen und dabei das Bildungsthema als das nehmen, was es sowieso immer schon ist: Ein Selbstgespräch der Gesellschaft darüber, wo wir herkommen, wo wir stehen und wohin wir wollen. Diese Fragen sind implizit in jeder Bildungsdebatte enthalten, auch dann wenn es eine stumpfe oder schlechte ist. Machen wir diese Fragen explizit! Wie wollen wir leben und arbeiten? Stehen Schule und Gesellschaft stärker unter dem Zeichen von Inklusion, also von Zugehörigkeit und Gerechtigkeit, oder dominiert Exklusion, also der Ansporn, dass man sich Zugehörigkeit erwerben muss und sonst mit Ausschluss bestraft werden kann? Anders gefragt, wie früh werden Kinder mit dem Ernstfall der Gesellschaft konfrontiert?

Diese Debatte müsste ein paar wunde deutsche Punkte in Sachen Schule zum Thema machen, die ich nicht auswälzen will. Nur so viel: Müssen Schulen nicht Orte für Kinder sein, an denen sie zu Hause sind, die sie als Heimat erleben? Dürfen Schulen die Schüler misstrauisch auf mögliche blinde Passagieren hin mustern, also nach Schülerinnen und Schülern suchen, die angeblich nicht aufs Schiff gehören und diesen mit dem Verweis von Bord drohen? Das ist nicht nur ein Problem der Gymnasien, von denen man so häufig den Satz hört, sie hätten zu viele „falsche Schüler“. Dahinter steckt ein gewaltiges Mentalitätsproblem. Ein Beispiel: Eckhard Klieme, Direktor des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung in Frankfurt, er wird in der nächsten PISA-Runde der deutsche Chef, Klieme erinnert sich an seinen Zivildienst nach seinem Psychologiestudium in einer Sonderschule. In der Schule für Lernbehinderte wurde er immer wieder aufgefordert, Schüler daraufhin zu testen, ob sie nicht eigentlich zur Sonderschule für geistig Behinderte gehörten. Vielen Kindern und Jugendlichen in unseren Schulen wird immerfort gesagt „Du gehörst eigentlich nicht hierher.“ Was schafft das für eine Atmosphäre, und zwar nicht nur für diejenigen, die sich unmittelbar bedroht fühlen müssen? Wird so nicht eine Stimmung gemacht, in der sich niemand so richtig zugehörig und verantwortlich fühlt? Ist das nicht eine Verführung an die Schüler, lieber intelligent zu gucken als angeblich dumme Fragen zu stellen? Sich nur keiner Blöße auszusetzen! So entsteht eine Atmosphäre, die das Lernen behindert.

Was macht Atmosphäre aus? Nehmen Sie diesen Satz, völlig unbetont: „Auf euch haben wir gewartet.“ Mit der Betonung auf die angelsächsische und skandinavische Art klingt er etwas so: „Hey, ihr seid schon ganz gut! Aber in euch steckt noch viel mehr als ihr glaubt. Auf euch haben wir gewartet!“ Betont man diesen Satz hingegen auf diese etwas misanthropisch-teutonische Art, dann bedeutet er das genau Gegenteil: „Auf dich haben wir gerade noch gewartet. Ich wundere mich über gar nicht mehr. Ihr werdet noch euer blaues Wunder erleben.“ Der zweite Sound kommt den meisten von uns doch viel bekannter vor als der erste.

Die Bedeutung dieses Satzes „Wir haben auf Euch gewartet“ hängt vollständig von seiner Betonung, also von der Atmosphäre ab.

Kürzlich bemerkte Jürgen Baumert, einer der Direktoren des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, wenn mal vor einer Klasse stehe und in eine Stresssituation komme, dann möchte er spontan so handeln, wie seine damaligen Lehrer: mit dem Schlüsselbund schmeißen. Was steckt da in uns drin? Was formatiert unser kulturelles Gedächtnis? Und wie könnte man es umbauen?

Eine andere Unterscheidung, die zeigt wie viel von der Atmosphäre, in diesem Fall der Betonung abhängt, ist die Frage: „Hast du heute einen Fehler gemacht?“ Betont man den Satz so, wie viele von uns ihn früher zu hören bekamen? Man kam von der Schule nach Hause. Die pädagogische Inquisition hatte am Vormittag schon mit roter Tinte herum gespritzt. Dann fragen beim Mittagessen die Eltern: „Was hast du denn da schon wieder für einen Fehler gemacht?“

Eine ganze andere Betonung dieser Frage nach dem Fehler kam erstmals bei Rank Xerox in Kalifornien Mitte der 1980er Jahre auf. Das war die Zeit, als die Theorie von der „Learning Organisation“ von Peter Senge am MIT in Boston erfunden wurde. Bei Rank Xerox wurde in einer Art Mittagsmeditation für das Management die Frage „Hast du heute schon einen Fehler gemacht?“ ganz anders betont. Wer keinen Fehler vorzuweisen hat, steht im Verdacht noch gar nichts gemacht zu haben. Der „Fehler“ gilt nun gewissermaßen als Eintragung im mentalen Pass von Grenzgängern. Ohne Fehler hat man schlechte Karten. Das ist nun das Gegenteil der alten Fehlerverfolgung, erkennbar nur an der anderen Betonung, an der anderen Haltung des Sprechenden, an einer anderen Atmosphäre in der Umgebung.

Es ist ja eigentlich gar nicht so schwer, darauf zu kommen, worin das Potential von Fehlern liegt. Josef Beuys hat gesagt: „Ich ernähre mich von meinen Fehlern, wovon sonst?“ Man muss sich nur mal vorstellen, die Einzeller hätten ihre Sicherheitsingenieure darauf angesetzt, Kopierfehler bei ihrer Vervielfältigung zu verhindern. Dann würden wir hier nicht sitzen! Sehen Sie sich um. Jeder sieht anders aus. Jeder ist, um nochmals den in die USA ausgewanderten Wiener Heinz von Foerster zu zitieren, jeder ist ein anderer Kauz.

Differenzierungen und Mutationen, dieses ganze Potential von Innovationen reimt sich auf „Fehler.“ Die Verhinderung von Erneuerung erkennt man an Fehlerverfolgung oder Fehlervermeidung. Die Möglichkeit zu scheitern lässt sich nicht ungestraft aus dem Leben herausnehmen. Oder umgekehrt: Nur dasjenige kann wirklich gelingen, was auch schief gehen darf. Was gegen Scheitern immun ist, kann nie etwas Neues, noch nie Dagewesenes hervorbringen. Natürlich gilt ein Lob des Fehlers nicht für Lufthansapiloten und Zugführer. In Routinen, in denen auch Menschen wie Maschinen funktionieren sollen, geht es um die

Perfektion des Alten und Bewährten und nicht um das Wagnis des Neuen. Heinz von Foerster nannte diese Routinen „triviale Maschinen.“ Sie sind absolut vorhersehbar und sollen überraschungsfrei sein. Anders die „nicht-triviale Maschinen“, die Unerwartetes, also Zukunft, hervorbringen. Zu dieser Gattung gehören Menschen.

Der Bluff ist eine Folge des Fehlerverbots. Bluff ist eine Haltung, unter der das Lernen äußerlich wird, bis dahin, dass es nur zum Schein stattfindet und als eine von außen kommende Zumutung abgewehrt wird und in der Regel gleich mit einem Verfallsdatum versehen wird. Wenn keiner hinguckt, kann man es vergessen. Geringe Nachhaltigkeit also. Das war ja der skandalöse Befund von TIMSS und PISA, dass deutsche Schüler Formeln in einem gewissen zeitlichen Abstand, nachdem sie „durchgenommen“ wurden, gut herbeten konnten. Aber Aufgaben in leicht verschobenen Anwendungen und neuen Situationen kamen vielen Schülern wie „böhmische Dörfer“ vor.

Ich möchte Ihnen jetzt Beobachtungen zeigen, wie Kinder lernen. Zwei Ausschnitte aus dem Film „Kinder!“ Sie sehen Kinder in einem Wald in Mülheim und im Berliner Musikkindergarten. In Mülheim handelt es sich um die „Lernwerkstatt Natur“, ein Projekt der Stadt, der Universität Köln und der Deutschen Telekom Stiftung. Im Wald von Mülheim und im Musikkindergarten Berlin wird eine Besonderheit der menschlichen Gattung und unseres Lernens offensichtlich. Sie besteht darin, Kopf und Hand zu koordinieren. Dieses Wechselspiel unterscheidet uns von allen anderen Tieren. Schopenhauer hat dazu einmal gesagt, es sei noch die große Frage, ob der Kopf Hände habe oder ob nicht vielmehr die Hände einen Kopf hätten.

Nebenbemerkung: Was bedeutet es eigentlich, wenn in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen die Hände fast vergessen werden, wenn nur der Kopf wichtig ist oder sogar nur ein Teil des Kopfes, der Mund? Wenn Kopf und Hand zusammenspielen, kommt eine dritte Dimension auf: die Benutzung von Werkzeugen. Das Musikinstrument ist gewissermaßen das Werkzeug der Werkzeuge, es ist das Instrument der Instrumente.

Bevor ich die Filmausschnitte mit den Kindern zeige, noch eine Bitte. Vergegenwärtigen Sie sich bitte diese irrsinnigen Lernleistungen, die jeder Mensch erbringt, wenn er den aufrechten Gang übt und – vielleicht ist das die noch größere Leistung – wenn er sprechen lernt. Wie lernt man laufen und erhebt sich dabei zum aufrechten Gang? Dadurch, dass Kinder fallen und sich dabei allmählich immer besser auffangen. Da hören Sie schon wieder die Verwandtschaft zum Fehler. Auch bei uns Erwachsenen ist Laufen immer noch aufgefangenes Fallen. Schritt für bringen wir uns in Instabilität, fangen uns mit dem nächsten Schritt auf, der schon wieder einer in die neue Instabilität ist. Wenn wir dieses Spiel unterbrechen, fallen wir hin.

Aber nun stellen Sie sich vor, Sie sollten das Laufen so erlernen, wie man in der Schule lernt. Erst die Theorie und alles im Sitzen. Ein paar Beispiele und viele Ausnahmen. Dann vielleicht die gesellschaftlichen Folgenabschätzungen. Am Ende sogar ein Praktikum, aber dafür hätte man bei all dem Stoff kaum Zeit. Keiner könnte richtig laufen und es ist fraglich, ob es die meisten dann überhaupt noch wollten. Eine mindestens ebenso große Leistung ist das Erlernen der Muttersprache, das ohne 100.000 Fehler und die allmählichen Präzisierungen aus der konstitutionellen Unschärfe der Sprache gar nicht möglich wäre. Ich glaube wir ahnen überhaupt erst, wie Kinder lernen. Nun also Ausschnitte aus „Kinder!“ und „Hugo, Leeloo, Richard und das Tamburin. Beobachtungen im Musikkindergarten Berlin“.

*

Ich glaube, eines der wichtigen Themen in der Pädagogik heute ist eine Rehabilitierung des Übens. Ich kann das jetzt nur andeuten. Ich habe gerade in meiner Spaltenkolumne „Wurzeln und Flügel“ in „ZEIT online“ eine Sommermeditation in drei Folgen über das Üben geschrieben².

Was ist Üben? Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Exerzieren auf dem Kasernenhof und den Exerzitien in einem Zen-Kloster. Mit einem verengten Üben, das immer ein bisschen an die Gewalt erinnert, Linkshänder zu Rechtshändern umzuschulen, wurde das Üben vereinseitigt. Dann versuchte man sich von diesem häufig zur Qual reduzierten Üben vollends zu verabschieden. Wieder mal wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Üben hat zwei Seiten: Wiederholen und Variieren. Beides! Sich auf nur eine der beiden Seiten zu beschränken, schwächt und diskreditiert es. Zwischen Wiederholen und Variieren, den beiden Polen des Übens, kann jeder seine eigenen Möglichkeiten, gewissermaßen seinen Ton finden. Das bedeutet Anstrengung und Lust. Beides! Und beides ist beileibe nicht gratis.

Ich möchte Ihnen nun eine Person vorstellen, deren Ruhm in den letzten Jahren einen Wandel signalisiert. Es ist Royston Maldoom. Ich nehme an, die meisten kennen diesen wunderbaren Film „Rhythm is it“. Der Film beschreibt ein Projekt der Berliner Philharmoniker mit Sir Simon Rattle. Es ist in englischer Tradition ein „Education“-Projekt. In England bekommen staatlich geförderte Orchester nur dann Zuwendungen, wenn sie „Education“-Projekte realisieren. Maldoom erarbeitet mit Berliner Jugendlichen, vor allem Hauptschülern, die Choreografie zu Igor Strawinskys Ballett „Le sacre du printemps.“ Der Film zeigt eine Schlüsselszene. Schülern, die ihre Sache sehr gut machen, rät Maldoom, sie sollten nach Ende des Projekts abends in einer bestimmten Ballettschule weitermachen. Neben ihnen steht eine durchaus freundliche, gut meinende, etwas sozialpädagogische deutsche Lehrerin und wirft ein: „Abends noch allein im Dunkeln mit der S-Bahn nach Wilmersdorf?“ Das ist die Gegenposition zu diesem „Macht was aus Euch!“, das Royston Maldoom vertritt. Viele

²<http://www.zeit.de/themen/wissen/bildung/wurzelnundfluegel>

deutsche Lehrerinnen und Lehrer neigen dazu, Opfergemeinschaften zu bilden, untereinander und zuweilen auch mit den Schülern. Das geht dann so nach dem Motto: „das Leben ist schon hart genug...“, „zumal bei dieser Regierung...“, „man kann eigentlich gar nichts machen...“. Dagegen hat Royston Maldoom einen ganz anderen Ton gesetzt, verdichtet in seinem Satz „Du kannst mit dem Tanzprojekt dein Leben verändern.“ Das hat ihn zu Star, zum Hoffnungsträger gemacht.

Maldoom gibt Vertrauen. Verschwenderisch. Vertrauen kann man ja von niemandem verlangen. Man kann es nur geben. In deutscher Tradition ist Misstrauen wohl stärker ausgeprägt als Vertrauen. Es gibt eine internationale Umfrage des Gallup-Instituts. In 23 Ländern wurden Menschen aufgefordert, 19 Institutionen in eine Reihenfolge zu bringen. Die Frage lautete: Welche ist die Institution, der Sie am meisten vertrauen? Die gute Nachricht: die Bildungsinstitutionen stehen international an erster Stelle. Die schlechte Nachricht: bei den Deutschen kommen sie auf Platz 13, in der Nähe von Gewerkschaften und Kirchen. An erster Stelle steht in unserem Land die Polizei. An zweiter Stelle folgt das Militär. Es gibt von Infratest, dem deutschen Gallup-Partner, eine Befragung mit deutschen Items. Da steht der ADAC als die Institution des größten Vertrauens auf Platz eins! Die Parlamente sind das Schlusslicht. Aber das ist keine deutsche Besonderheit, das gilt für alle europäischen Länder. Das muss man sich mal überlegen. Ausgerechnet die einzige Institution auf dieser Liste, die wir selbst gewählt haben, auf dem letzten Platz!

Für Royston Maldoom ist Vertrauen, wie Sie gleich von ihm hören werden, das Fundament, auf dem alles andere ruht. Diese zu den „soft skills“ gezählte und oft nicht so richtig ernst genommene Eigenschaft erweist sich am Ende als die wirksamste, insofern allerhärteste. Nun ein Ausschnitt aus einem Vortrag von Maldoom auf der DVD „Entdeckung der frühen Jahre.“

*

Worum geht es bei „Bildung“? Es geht darum eine Geschichte zu haben! Eine eigene Geschichte! Die Biografie gehört zur *Conditio humana*. Sie ist die Antwort auf das „nicht festgestellte Tier,“ auf die menschliche Unvollkommenheit. Wären wir perfekt und ohne Fehler, wären Biografien weder nötig noch möglich. Haben Engel Biografien? Lernen ist mit dem Recht auf Biografie verbunden. Sollte man vielleicht manchmal auch von einer Pflicht zur Biografie sprechen? Biografien haben Höhepunkte und Tiefpunkte. Schließlich und immer wieder: Nur Individuen haben Biographien. Individuen sind einmalig und sterblich. Wir müssen uns davon verabschieden, menschliche Individuen und auch Institutionen an Perfektion zu messen und ihren Abstand zum Perfektionsideal zu bewerten. Maß des Lernens ist nicht das fehlerlose Klonen. Lernen ist das Gegenteil von Kopieren.

Ich will Ihnen zum Schluss noch eine Geschichte aus Bremen erzählen, an der noch mal wie in der Nusschale alles deutlich wird. Diese Geschichte begann bei einem Treffen von drei Männern. Sie saßen zusammen und überlegten, was für ein Projekt sie denn zusammen machen könnten. Einer der drei ist Klaus Jacobs, ehemals Eigentümer der Firmen Jacobs und Suchard. Seine Firmen hat er verkauft und anschließend hat er mit anderen Geschäften noch mal viel Geld verdient. Mit einem Teil seines Vermögens hat er die „Jacobs Foundation“ gegründet. Der zweite Mann ist Jürgen Baumert, einer der Direktoren des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung. Er war für Deutschland Chef der ersten PISA-Studie. Der dritte im Bund ist der damalige Bildungssenator in Bremen, Willi Lemke. Klaus Jacobs war lange Zeit Weltpräsident der Pfadfinder. Baumert interessierte sich für amerikanische Summer Schools. Lemke war immer auf der Suche nach Neuem. Die drei kamen bei der Suche auf ein Sommercamp für Migrantenkinder. Erfolg oder Misserfolg sollte vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung untersucht werden. Damit wurde Petra Stanat beauftragt, die bereits an der ersten PISA-Studie mitgearbeitet hatte und die für die OECD Migrantenstudien gemacht hat. Die Untersuchung kam zu einem Ergebnis, das niemand erwartet hatte. So etwas spricht immer sehr für eine Studie.

Ich zeige Ihnen die 3-Minuten-Ultrakurzfassung aus dem Film „Das Wunder von Bremen. Das Jacobs-Sommercamp.“

*

Das von Jürgen Baumert genannte Ergebnis dieses Camps: Drei Wochen täglich zwei Stunden instruktiver Sprachunterricht, mehrere Stunden Theater und ein Geschenk an Freizeit, diese drei Wochen bringen einen Zuwachs an Sprachkompetenz, der wenigstens einem Schuljahr entspricht. Das wollte erst mal niemand glauben.

Nun eine kleine Meditation zum Schluss. Stellen Sie sich vor, der Ministerpräsident oder die Kultusministerin sagen den Lehrerinnen und Lehrern, ihr bekommt alle Ressourcen, die ihr braucht, aber ihr sollt in drei Wochen den Kompetenzgewinn eines Schuljahres erzielen. Was würde das für einen Aufstand geben? Die GEW würde sagen, für den Kompetenzgewinn eines Jahres braucht man mindestens 12 Monate, wenn man es gut machen will, eigentlich eher 14 Monate. Doch irgendwann würden die Lehrer eben doch mitmachen. Wie würden sie sich auf das Angebot einstellen? Das ist jetzt kein Lästern über Lehrer, es geht allen ähnlich. Ihnen in diesem Saal und mir. Würden wir nicht sagen: „Na gut, wenn es denn sein muss, dann hat der Spaß halt für drei Wochen eine Unterbrechung“? Unsere Fantasien würden eher in Richtung eines pädagogischen Sibiriens gehen, als zu einem Sommercamp mit täglich zwei Stunden Unterricht, zwei Stunden Theater und viel Freizeit. Auf ein Sommercamp würde doch kaum jemand setzen, wenn es gilt hervorragende Ergebnisse in kurzer Zeit zu erzielen. Dass es uns so schwer fällt, das zu glauben, genau das ist unser Problem!

Vielen Dank.